

Claudia Honegger Epilog

Wie männlich die Wissenschaft sei, war die große Frage mit ihrer wundervollen Mischung von Abstraktheit und Konkretionsversprechen. Auch nach fast 300 Seiten Text dürfte sie nicht wesentlich kleiner geworden sein, obwohl sich die Antwort wahrscheinlich längst in einem Stoßseufzer Raum verschafft hat: »Sehr, eigentlich sehr, offenbar sehr männlich.«

Nun gut, aber was heißt das?

»Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivier- und Registrier-Apparate mit kaltgestellten Eingeweiden«, meinte Nietzsche in *Die Fröhliche Wissenschaft*. Heißt das, der Leib denkt, der Leib denkt mit? Gibt es doch eine biologistische Erkenntnistheorie? Oder »spiegelt« sich in den wissenschaftlichen Definitionen, noch mehr in den Auswahlkriterien dessen, was wissenschaftlich sei, was systematisch zu Wissenschaft ausgebaut werden könne und solle, eine bestimmte Sorte männlichen Alltags? Zum Beispiel »Wissenschaft als Beruf« und damit systematisch verschwärtet »Familie als Hotel«.

Kann man überhaupt über *die* Wissenschaften insgesamt auch nur einen einzigen vernünftigen Satz äußern? Schon Herr Gehlen warnte: »Über den Kosmos der Wissenschaften schlechthin kann man nur dilettantisch reden.« Dem dürfte der undilettantische Fachmann zustimmen. Was aber waren die Dilettanten, bevor sie desavouiert wurden? Leute, die sich an Kunst und Wissenschaft deklarierten, ohne diese berufsmäßig ausüben zu müssen, zu wollen oder zu können. Das bedeutet aber auch, daß Frauen in der Wissenschaft vorwiegend Dilettanten waren, zu Dilettanten gemacht wurden. Man konnte sie zwar nicht mit absoluter Sicherheit daran hindern, wissenschaftlich zu denken, aber man konnte ihnen verbieten, einen Beruf daraus zu machen. Und man konnte wissenschaftlich definieren, daß sie nicht wissenschaftlich denken können. Und weil sie nicht zum sozialen Gebäude der Wissenschaft gehörten und das, was sie dachten, somit erwiesenermaßen keine Wissenschaft war, konnte man ihr Wissen ausblenden und abschieben oder aber übernehmen und szientifizieren – ganz wie die

Konstruktionsprinzipien des kunstreichen Bibers –, ohne die lästige Pflicht von Referenz, Zitat und Fußnote.

Und weil das lange so war, wollen wir den dilettantischen Durchmarsch fröhlich wagen, wobei ich in diesem abrundenden Schlußkommentar die Klippen des Prinzipialismus umgehen und nur ein paar Stationen auf dem Königsweg der Geschichte herauspicken möchte.

Es ist einleuchtend, daß die Produktion weiblichen Dilettantentums erst mit der Ausdifferenzierung der akademischen Disziplinen und der Entstehung des modernen Fachmenschentums wirklich virulent wurde. Zu Zeiten freischwebender Gelehrsamkeit hat es durchaus Frauenzimmer gegeben, die unermüdlich und erfolgreich die Wissenschaften pflegten. Auch diese müssen allerdings von der Frauenforschung erst wieder ans Tageslicht geholt werden, da eine männliche Wissenschaftsgeschichte ihnen ein vorwiegend jämmerliches Schattendasein zugewiesen hat. Es hat sie wahrscheinlich sogar in einem weitaus größeren Umfang gegeben, als wir das bis heute übersehen können.

Es ist zudem kein purer Romantizismus, wenn die Hexenverfolgungen sowohl als realer wie auch insbesondere als kulturell langfristiger wirksamer Schlag gegen jegliche eigenständige Ausdrucksform weiblicher Wißbegierde gewertet werden. Diese These wird nicht erst heute von Historikerinnen wie Carolyn Merchant vertreten, sie ist Mitte des 19. Jahrhunderts bereits von Jules Michelet in *Die Hexe* geäußert worden: »Der neue Geist ist soweit Sieger, daß er seine Kämpfe vergißt und sich heute kaum noch seiner Siege zu erinnern geruht. Es wäre nicht unnützlich, ihn an das Elend seines ersten Bēginns zu erinnern; an die niedrigen und groben, barbarischen und greulich komischen Formen, die er während der Verfolgung angenommen hatte, als eine Frau, die unglückliche Hexe, ihm seinen populären Schwung in der Wissenschaft verschaffte. Viel kühner als der Ketzler, als der halbchristliche Zweifler, der Gelehrte, der einen Fuß in dem heiligen Kreise bewahrte, entwich sie hurtig und versuchte, sich auf freiem Boden aus rauhem, wildem Gestein einen Altar zu bauen. Sie ist untergegangen und mußte untergehen. Auf welche Weise? Hauptsächlich durch den Fortschritt der Wissenschaften selbst, die sie begonnen hat, durch den Arzt, den Naturwissenschaftler, für die sie gearbeitet hat.« Nein, der »neue Geist« wollte sich nicht erinnern; er war auf eine

diesseitige Zukunft abonniert und überließ zunehmend den Frauen jenes Reich alltäglicher Religiosität, aus dem er sich zurückzog. Nun wurde den Frauen ein direkter Draht zu Gott zugeschrieben, den man ihnen jahrhundertlang ex cathedra abgesprochen hatte. Allerdings waren sie weiterhin von der Priesterkaste ausgeschlossen, und so blieb auch dieser neue Draht zwar heiß, aber unbezahlt und quasi dilettantisch.

Die Vorzeit mit Himmel und Hölle wich der neuen Zeit, die Karoline von Günderode so beschrieben hat: »Des Glaubens Höhen sind nun demolieret / Und auf der flachen Erde schreitet der Verstand / Und misset alles aus, nach Klafter und nach Schuen.« Es begann die Zeit der Disziplinen und Disziplinierungen, der Kompetenzkämpfe um Wirklichkeitspartikel, der Aufteilung des Universums, der Körper, der inneren wie der äußeren Natur, die Zeit der Spezialisierung, Hierarchisierung und des Streits der Fakultäten. Dabei wurde die Frau in einem wesentlich einseitigeren Maße zum Objekt wissenschaftlicher Forschung als der zugleich als Subjekt des Forschungsprozesses auftretende und als solcher zunehmend berufstätige Mann. Gerade die Heimlichkeiten und Unheimlichkeiten der Frauenzimmer faszinierten von Anfang an den männlichen Forschergeist. Mit Vorliebe und Verve bemächtigten sich die neuen Wissenschaftler etwa der Medizin der weiblichen Leibgeheimnisse, auf die sie dann im Namen eines szientistischen Materialismus hopplahopp die Seele zurückführten. Die Sittlichkeit der Frauen, der neue Draht zu Gott und dessen Geboten, galt so nicht etwa als moralisches Verdienst des weiblichen Geschlechts, sondern wurde wissenschaftlich als bloße psychische Verlängerung der physischen Grundausstattung gedeutet.

Die neuen Fachmänner etablierten sich als alleinige Experten in Sachen Weiblichkeit, während sie gleichzeitig den Zugang zum sozial lizenzierten wissenschaftlichen Wissen für Frauen absolut dichtmachten. Wissenschaft als Beruf wurde zu einer exklusiv männlichen Domäne; die Weiber hingegen waren nur als Objekte des empirischen Tatsachenblicks oder als Wasserträgerinnen und Schreibkräfte im hehren Kosmos der Wissenschaften geduldet. So schreibt ein Mediziner zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einem populärwissenschaftlichen Buch über die Ehe mit aller wünschenswerten Klarheit: »Nur erst seitdem die Geburtshülfeschulen allgemeiner und öffentlicher eingerichtet wurden, nur erst seitdem die Männer, die Aerzte mehr zu den körperlichen Heimlich-

keiten der Weiber zugelassen wurden, hat man das Wesen des Weibes im gesunden und kranken Zustande mehr durchschaut... Was nicht allein die Alten öfter richtig fühlten, was auch Neuere, wie z. B. Schiller, durch guten practischen Tact in ihrer Menschenkenntniß sehr wahr bestimmten, das ist jetzt durch die Naturforschung und durch die Medicin zur wissenschaftlichen Kenntniß erhoben und dadurch also auch für den Gesetzgeber weit brauchbarer eingerichtet.«

Der Fortgang derartiger Objektivierungen hat später Virginia Woolf zu der bittersüßen Frage an die Frauen veranlaßt: »Are you aware that you are, perhaps, the most discussed animal in the universe?« Besprochen, ausgemessen, abgewogen – das ganze 19. Jahrhundert hindurch und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ziehen sich monomanisch naive bis groteske Versuche, die Differenz der Geschlechter ein für alle Male wissenschaftlich objektiv und möglichst quantitativ zu bestimmen.

Waren das bloß zufällige Entgleisungen, ideologiekritisch zu handhaben wie so manche andere Einäugigkeit des aufgeklärten Bewußtseins? Oder kommt ihnen ein systematischer Stellenwert zu? Aus der Wissenssoziologie haben wir einiges an Rüstzeug, um Entwicklungen zu beschreiben, wie sie sich seit dem frühen 19. Jahrhundert im Wissenschaftsbetrieb abzeichnen: Im Gefolge von Institutionalisation und Professionalisation stehen die Bornierungen des modernen Fachmannes, Verschulung und Formalisierung des Wissens, Tendenz zu reiner Theorie und Abwertung bloßen Erfahrungswissens, Schulbildung und Ausgrenzungsfunktion von Theorie usw. Darüber hinaus aber hat sich Wissenschaft sozial als Männerbund etabliert, mit Spielregeln, die zum Teil aus anderen homosozialen Organisationen wie Kirche oder Armee übernommen wurden.

Die Frauen waren zwar notwendig als Experimentierfelder oder Projektionsflächen, als Fußvolk, Hilfskräfte, Vermittlerinnen und Klientinnen – wozu sie oft zuallererst erzogen werden mußten –, aber sie waren nicht ins heilige Innere der Wahrheitsproduktion selber zugelassen. Sie mußten sich bekanntlich das Recht auf Zutritt in langwierigen Auseinandersetzungen erst erkämpfen. Und sie haben es vorwiegend defensiv getan: selten im Namen einer allgemeinen menschlichen Rationalität, häufiger unter listiger Ausweitung der ihnen gerade auch von den neuen Humanwissenschaften angesonnenen weiblichen Sonderart. So konnte das Medizinstu-

dium die Vorreiterfunktion im Kampf um das Frauenstudium übernehmen – mit Parolen wie Soziale Mütterlichkeit, Gesellschaftliche Verantwortung der Frau, Spezifität weiblichen Schamgefühls und Einfühlungsvermögens. Die ersten Studentinnen hatten höchstens ein Transitvisum, waren Gäste im Wissenschaftsbetrieb, den sie möglichst bald wieder verlassen sollten, um sich ihrem ureigenen Wirkungsfeld zu widmen: im Dienste der Frauenkaste als Ärztinnen, Juristinnen etc. Diejenigen waren denn wohl auch die Erfolgreicheren, deren Tätigkeit und Identität zumindest mit der kulturellen Polarisierung des okzidentalen Menschenbildes in männliches Individuationsprinzip und Biologisierung der Weiblichkeit nicht unmittelbar kollidierten. Die aber, welche – etwa als Naturwissenschaftlerinnen – drinnen bleiben wollten, begaben sich auf eine ermüdende und gefährliche Gratwanderung zwischen Abweichung und Anpassung.

Allgemein läßt sich vielleicht sagen, daß Frauen in der Institution Wissenschaft bislang beinahe zwangsläufig wie soziale Aufsteiger funktionieren mußten. Sie haben sich meist eingefädelt in die *male stream science*. Es hat den Anschein, als hätte der Schritt aus dem weiblichen Milieu ihr Abweichungspotential erschöpft. Einmal im fremden Terrain angelangt, versuchten sie durch Überanpassung die Abweichung zu kaschieren, durch Übererfüllung der Normen nicht weiter mehr aufzufallen, ihre Andersartigkeit durch den Kult eines dezenten »Zweifüßlertums« unsichtbar zu machen und so die Obszönität, die in ihrer bloßen Anwesenheit lag, zu mildern. Es dürfte aber so sein, daß auch innerhalb der Wissenschaft Individuierung und Innovationsfähigkeit eher durch Abweichung, denn durch Konformität zustande kommen. So ist es denn nicht erstaunlich, daß Frauen fleißig an vorgegebenen Puzzles herumbastelten, aber seltener das Wagnis der »systematischen Produktion von Unsinn« zur Erschaffung neuer Paradigmata eingingen. Jene unvollständig innerhalb einer Disziplin oder einer Schule sozialisierten Innovatoren, von denen die neuere Wissenschaftsgeschichte berichtet, waren meist Männer. Frauen hatten eher die Tendenz, ihre »unvollständige Sozialisation« zu verbergen, sich ihrer zu schämen, statt sie intellektuell offensiv zu wenden und produktiv zu nutzen. Und wenige Frauen waren bisher in der Lage, eigene wissenschaftliche Schulen zu bilden, eigene Formen der Wissenstradierung zu entwickeln.

Und das durchaus bis heute. Frauen sind noch immer diskriminiert

im Wissenschaftsbetrieb, meist negativ, bisweilen allerdings – das muß gesagt werden – auch positiv: denn wenn eine den restringierten Code ihrer Disziplin perfekt handhabt, kann sich der Überraschungseffekt schon mal zu ihren Gunsten auswirken. Aber noch immer haben Frauen an der Universität nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis, und wenn sie unbedingt bleiben wollen, wirken sie leicht anrühlich bis impertinent. Noch immer ist die Wissenschaftlerin die Fremde, die sich an jedem Punkt von neuem entscheiden muß, wie weit sie es mit Abweichung und Anpassung treiben will. Sie muß ihren persönlichen Stil im Umgang mit Kollegen und vorgegebenen Ritualen finden – gelinde gesprochen ›sachfremde‹ Kleinigkeiten, die aber Zeit und Energie kosten: Wie soll der Tonfall sein, burschikos oder ladylike? Spiele ich Farbtupfer am Kongreß oder gehe ich auch in Grau? Hosen oder Kostüm, Make-up oder extra keins etc. pp. Noch immer werden weibliche Leistungen in der Wissenschaft tendenziell individualisiert; jeder Fehler aber wird mit tödlicher Präzision zum allgemeinen Geschlechtsmerkmal hochstilisiert.

Von der tagtäglichen Überbelastung durch die nebenberufliche Führung eines familiären Dienstleistungsbetriebs ganz abgesehen, fühlen sich Frauen selten wirklich heimisch in der Wissenschaft. Es sind nicht ihr Alltag, nicht ihre Geschichte, nicht ihr modernes Schicksal, selten ihre Probleme und Träume, von denen die wissenschaftlichen Abstraktionen handeln. Von daher kommen die vielen der Psychoanalyse und der Ideologiekritik entlehnten Begriffe, die in diesem Band immer wieder zur Charakterisierung der Wissenschaften aufgetaucht sind: Verschleierung, Verblendung, Versachlichung, Verdinglichung, Verzerrung, Verdrehung, Verschiebung, Verfremdung, Verdrängung des Weiblichen, der Realität. Prototyp und Modellakteur in Sozial- wie Naturwissenschaften ist das Phantom des mit sich selbst identischen, autonom handlungsfähigen, bürgerlich-männlichen Individuums, das mit seinesgleichen konkurriert und den Rest sich einfach aneignen möchte. Von daher die Anklänge an Kritiken der instrumentellen wie der zynischen Vernunft – einer Vernunft jedenfalls, die sich in einem Verblendungs- und Ausblendungszusammenhang zum Herrn der Welt aufschwingt ohne Rücksicht auf Verluste, Folgen und Wirkungen.

Nein, es geht nicht um biologistische Erkenntnistheorie. Aber der kulturelle Leib denkt schon mit, und zwar um so eifriger, je weni-

ger er thematisiert wird. Je weniger die Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen Deutungssystemen und Alltagswissen, zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Wirklichkeit in den Blick geraten, um so ›wilder‹ ist das wissenschaftliche Denken. Aber es ist keineswegs schön wild, sondern barbarisch gerade in seiner undurchschauten Naturwüchsigkeit, seiner zwanghaften Abschottung und Regelhörigkeit sowie der begleitenden Mixtur von ›Geist der Konkurrenz‹ und Versorgungsmentalität, Existenzangst und Lebensversicherung.

Alle Wissenschaft ist auch sozial – trotz der unbenommenen Universalität ihrer prinzipialisierten Geltungsstandards hat niemand diese soziale Relativität drastischer erfahren als die Frauen.

Vor über hundert Jahren hat Michelet seine historische Mythologie über die Hexe und deren luziferische Wißbegierde mit der Prophezeiung beendet: »Sie wird zu den Wissenschaften zurückkehren und die Sanftmut und Menschlichkeit als ein Lächeln der Natur mitbringen.«

Die Zeit drängt. Jeder und jede weiß das. Ich kann nur hinzufügen: möge es trotz allem ein Lächeln der Vernunft sein.